



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2015

Langeweile, Vaterlandsliebe und Kuckucksuhren: Essay

Tanner, Jakob

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-121348>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Tanner, Jakob. Langeweile, Vaterlandsliebe und Kuckucksuhren: Essay. In: UZH Magazin : die Zeitschrift der Universität Zürich, 4, 2015, 44-45.

Langeweile, Vaterlandsliebe und Kuckucksuhren

«Ein langweiliger Staat» sei die Schweiz, «aber er ist prosperierend und zufrieden und nirgends glüht die Vaterlandsliebe mit so beständiger Flamme», schrieb der britische Liberale, Historiker und Politiker James Bryce 1921 in einer vergleichenden Studie zur Geschichte parlamentarischer Regierungssysteme. Der «langweilige Staat» ist ein Grundmotiv historischer Beschreibungen der Schweiz. Ergänzend wird auf einen gleichzeitig vorhandenen euphorischen Patriotismus und auf den Hang zu friedfertiger Volksherrschaft in Verbindung mit gerissener Geschäftstüchtigkeit hingewiesen. Nach der Französischen Revolution hatte François-René de Chateaubriand verbittert konstatiert, die Schweizer seien in den grossen Revolutionen stets unbeteiligt und neutral geblieben, sie hätte sich jedoch «am Unglück anderer bereichert und auf die menschlichen Katastrophen eine Bank gebaut».

Im Film «Der dritte Mann» von 1949 – 150 Jahre später – erklärte Harry Lime (gespielt von Orson Welles) seinem Freund Holly Martins: «In den dreissig Jahren unter den Borgias hat es nur Krieg gegeben, Terror, Mord und Blut, aber dafür gab es Michelangelo, Leonardo da Vinci und die Renaissance. In der Schweiz herrschten brüderliche Liebe, fünfhundert Jahre Demokratie und Frieden. Und was haben wir davon? Die Kuckucksuhr!»

Die «Kuckucksuhr» steht in der Geschichte der Schweiz des 20. Jahrhunderts dafür, dass nichts Unerwartetes passiert. Man beschwört Zuverlässigkeit, Beständigkeit und Pünktlichkeit. Die Wiederkehr des immer Gleichen geniesst in einem Land, dessen Verfassung, Währung und territoriale Ordnung über das 20. Jahrhundert hinweg erstaunliche Konstanten aufweisen und das von zwei Weltkriegen verschont blieb, hohe Plausibilität.

Twains Täuschung

Gleichzeitig liegt eine Täuschung vor. Dies zeigt sich schon daran, dass die Kuckucksuhr Opfer einer Verwechslung wurde, die wohl auf Mark

Twain zurückgeht, der in seinem 1880 erschienenen Bestseller «A Tramp Abroad» deren Erfindung fälschlicherweise in Luzern beheimatet hat. Aber wie bei allen Kollektivsymbolen vermag der faktische Fehler einer nationalen Konsensfiktion nichts anzuhaben. Der Historiker stellt hingegen über das ganze 20. Jahrhundert hinweg einen teilweise rasanten gesellschaftlichen Wandel fest. Die Nachfrage nach historischen Mythen war auch deswegen so gross, weil diese nicht nur Halt boten angesichts der Unbeständigkeit und Unsicherheit der Moderne, sondern zudem einen imaginären Bildschirm bevölkerten, hinter dem die Probleme der Vergangenheit wirksam entsorgt werden konnten. Mythische Selbstbespiegelung und der Glaube, die Confoederatio Helvetica sei das Nonplusultra eines nationalen Erfolgsmodells, sind eng miteinander verwirrt.

Dennoch: Die Schweiz hatte es in den weiten Räumen des Fiktionalen nie leicht, und sie hat es sich auch nicht leicht gemacht. Wie die Eingangszitate zeigen, formte sie ihr Selbstverständnis unter dem polarisierenden Projektionsdruck gegenläufiger Fremd- und Selbststereotypen. Sie musste (und wollte) einerseits den superlativen Musterknaben auf der Insel der Seligen darstellen. Diese Rolle zu spielen, war angesichts hoher internationaler Erwartungen anstrengend. Doch es hat geklappt. Nach dem Motto «Die Probleme möchten wir haben» gilt die Schweiz in Europa und weiten Teilen der Welt bis heute als ein Land, das die Chancen der Moderne auf beispielhafte Weise ergriffen und ein Staatswesen geschaffen hat, in welchem sich die Gesellschaft zum Vorteil aller ebenso vielgestaltig wie stabil und komfortabel entfalten kann.

Andererseits galt als ausgemacht, dass es beim relativen Reichtum der Schweiz nicht mit rechten Dingen zu und her gegangen sein kann. Auch die Kritik transportiert Traditionen und spannt einen historischen Bogen vom opportunistischen Verkauf von Söldnern im Kriegsgeschäft im Ancien Régime zu den Machenschaften des organisierten

Verbrechens im ausgehenden 20. Jahrhundert. All diese Vorwürfe und Verklärungen resultierten aus grenzüberschreitenden Zirkulationsprozessen; sie werden in innerschweizerischen Debatten ebenso bemüht wie in Diskussionen im Ausland. Die Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert lässt sich als kultureller Lernprozess begreifen, in dessen Verlauf sich ein durchaus produktiver Umgang mit den beiden antithetischen Diskursregistern einspielte.

«Me het, me git, me zaigt's nit»

Wie aber bringt man eine Geschichte der Schweiz zwischen zwei Buchdeckel? Und wie lässt sich, angesichts fundierter Einwände gegen Nationalgeschichte ein solches Vorhaben rechtfertigen? Entscheidend war für mich das Interesse am Stoff. Das politisch Imaginäre der Schweiz fasziniert mich. Die nationalen Selbstbeschreibungen des Landes lassen sich in ihrem Form- und Funktionswandel indessen nur verstehen, wenn sie auf die Geschichte des Kapitalismus und der Demokratie bezogen werden. Das macht die Sache sofort unheimlich kompliziert und im Wortsinne spannungsreich. Denn die kapitalistische Industrialisierung und der Ausbau der direkten Demokratie, wie er 1874 mit dem Referendum und 1891 mit der Volksinitiative vorangetrieben wurde, beissen sich.

Das Wirtschaftswachstum hat eine schon zuvor bestehende extrem starke Einkommens- und Vermögensungleichheit weiter akzentuiert. Doch in der demokratischen Republik war man auf den «Geldadel» schlecht zu sprechen. So konnten die Eliten weder mit aristokratischem Pomp noch mit neuem Prestigekonsum glänzen. Die politische Kultur der Schweiz ist bis heute davon geprägt, dass Superreiche wie Bauern auftreten und ihre finanzielle Potenz nicht oder nur als Kulturnäz zur Schau stellen. Nach dem Bonmot der Roche-Milliarden-Erbin Maja Sacher (1896–1989): «Me het, me git, me zaigt's nit.» Dafür glänzten die Einrichtungen des Service public – von Schulhäusern über Postgebäude bis hin zu Museen – mit prächtigen Gebäuden.

Die demokratische Gleichheitsfiktion wurde in der Schweiz allerdings mit einer ausgeprägt exkludierenden Definition des Volkssouveräns kombiniert. Es wirkten immerzu harte Ausschlusskriterien, im Fin de Siècle gegen Rand-

ständige, bis 1971 gegen Frauen, bis heute gegen den Grossteil der Migrantinnen. Im Verhältnis zur Wohnbevölkerung war der «Volkssouverän» immer bemerkenswert klein. Die Kämpfe um die Ausgestaltung von Partizipations- und Sozialrechten durchziehen die Politik der Schweiz bis heute und weisen eine emotional aufgeladene Dynamik auf, die alles andere als langweilig ist.

Chronische Zeitknappheit

Eine weitere wichtige Voraussetzung für das Gelingen des Buchprojekts war das Prinzip der Serie. Der Historiker als Experte eines einzelnen Nationalstaates, der bemüht ist, die Alleinstellungsmerkmale «seines» Landes hervorzuheben, ist ein Auslaufmodell. Dagegen häufen sich Versuche, die Entwicklung staatlich gerahmter Gesellschaften komplexer, nämlich vergleichend und transnational, zu erklären. Angesichts der beträchtlichen Zahl solcher Schweizer Geschichten, die seit 2010 erschienen sind, war für mich die Aussicht erhellend, einen Band zu einer «Geschichte Europas im 20. Jahrhundert» beisteuern zu können.

Die im Beck-Verlag vom Freiburger Historiker Ulrich Herbert herausgegebene Reihe umfasst mittlerweile um ein Dutzend Ländermonografien, die allesamt von analogen Fragestellungen ausgehen und einer gemeinsamen Darstellungslogik folgen. Diese konzeptionellen Grundlagen wurden bereits vor zehn Jahren erarbeitet und mein Verlagsvertrag stammt aus dem Jahr 2006. Dass die Fertigstellung der meisten Bände so lange dauerte, weist auf ein Strukturproblem der Universitäten hin: Die Zeit, die für das Verfassen forschungsbasierter Monografien bleibt, ist chronisch zu knapp. Auch ich wäre mit dem Vorhaben gar nie in die Gänge gekommen, hätte ich nicht 2011 eine Fellowship am FRIAS (Freiburg Institute for Advanced Studies) und damit die nötige Zeit und Musse erhalten, um einen grösseren Teil des voluminösen Werks zu Papier zu bringen.

Eine Darstellung der transnationalen Geschichte der Schweiz geht mit guten Gründen von einem «langen 20. Jahrhundert» aus. In den 1880er-Jahren lernte sich das Land mitten in Europa angesichts der Nationalstaatsbildungsprozesse rundherum als «Kleinstaat» zu begreifen und beschloss konsequenterweise, auf den Erwerb von Kolonien zu verzichten. In dieser Kon-

stellation etablierten sich helvetische Unternehmen erfolgreich in vielen Weltmarktnischen und zwischen den rivalisierenden Grossstaaten. Die schweizerische Exportindustrie nahm fortan eine Trittbrettfahrerrolle ein: Sie verliess sich auf die Ordnungsmächte des Kolonialismus, hielt sich jedoch aus deren politisch-militärischen Verwicklungen heraus.

Diesen Verzicht auf eine Politisierung der Ausenbeziehungen nannte man Neutralität. Im Ersten Weltkrieg war eine neutrale Haltung deswegen attraktiv, weil sie die auseinanderdriftenden Loyalitäten mit kriegsführenden Ländern innenpolitisch neutralisierte. Die Positionierung der Schweiz als «neutraler Kleinstaat», der auf seine nationale Souveränität pocht, zieht sich durch das «lange 20. Jahrhundert», das effektiv mit der internationalen Finanzmarktkrise der Jahre 2007/08

*Die politische Kultur der Schweiz
ist davon geprägt, dass Superreiche
wie Bauern auftreten und ihre
finanzielle Potenz nicht oder nur als
Kulturmäzene zur Schau stellen.*

zu Ende ging, hindurch. Die Kleinstaatsrhetorik hat zu einer Selbstverniedlichung der Schweiz beigetragen. Sie wurde insbesondere mit der Formel von der «kleinen offenen Volkswirtschaft» verbunden, was die Einsicht in das beträchtliche ökonomische Potenzial des Landes komplett verstellte.

Vaporisiertes Bankgeheimnis

Der Erste Weltkrieg markierte den Einstieg in eine Phase, die als «kurzes 20. Jahrhundert» bezeichnet werden kann. Darin nahmen der Finanzplatz und die wirtschaftliche «Festung Schweiz» eine bedeutende Rolle ein. Die 1920er-Jahre stellten den ersten Höhepunkt des «Steuerparadieses» in den Alpen dar. Längst bevor es Mitte der 1930er-Jahre mit einem strafrechtlichen Schutz ausgestattet wurde, war das Bankgeheimnis eine zentrale Institution, die das nationale Geschäftsmodell des Bankenplatzes abstützte. Nach krisenhaften Verwerfungen in den 1930er- und 1940er-Jahren kam es in der Nachkriegszeit zu einer neuen Blüte eines weitgehend auf Steu-

erflucht basierenden internationalen Vermögensverwaltungszentrums.

Gleichzeitig erfreuten sich die mit enormen stillen Reserven sowie starken betrieblichen Sozialeinrichtungen ausgestatteten Schweizer Grossunternehmen einer Gewinnexplosion und liefen in vielen Fällen zur Hochform auf. Damit hatte es im Globalisierungsschub der 1990er-Jahre ein Ende. Binnen kurzem wurde die helvetische Unternehmenslandschaft in starkem Ausmass internationalisiert. Wer in dieser Phase Hand auf die stark unterbewerteten Firmen legen konnte, hatte die Chance, schwer reich zu werden. Die Vermögensverwaltung traditionellen Zuschnitts, die permanent auf Kriegsfuss mit ausländischen Steuerbehörden stand, konnte sich noch ein Jahrzehnt länger halten – doch inzwischen ist das Bankgeheimnis vaporisiert und das nationale Geschäftsmodell des 20. Jahrhunderts Geschichte.

Ich strebte danach, diese dynamische Verflechtungsgeschichte herauszuarbeiten, um ein plastisches, wirtschaftliche, politische und mentale Elemente verbindendes Bild der Schweiz im 20. Jahrhundert zu zeichnen. Ein eindimensionales Thesenbuch hätte dies nicht leisten können. Vielmehr versuchte ich, die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen hervorzuheben und zu zeigen, wie viele unterschiedliche Geschichten – von jener der entrechteten Verdingkinder über jene der zunehmend «normalarbeitenden» Bevölkerungsgruppen bis hin zu jener der hoch vernetzten Eliten – in diesem Land mit- und nebeneinander, aber auch gegeneinander, liefen. Im Kaleidoskop des Historikers, der diese Elemente immer wieder in neue Konstellationen zusammengerückt sieht, ist von Langeweile wenig zu spüren und die Analysefähigkeit leidet nicht mehr unter einem zu starken Glühen der Vaterlandsliebe.

Jakob Tanner ist emeritierter Professor für Allgemeine und Schweizer Geschichte der Neueren und Neuesten Zeit.

Kontakt: Prof. Jakob Tanner, jtanner@hist.uzh.ch

Literatur: Jakob Tanner: Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, C.H. Beck Verlag, München 2015